

Die verpasste Erinnerung
Wozu brauchen wir den Volkstrauertag?

Kurztext:

Der Volkstrauertag ist ein traditioneller Gedenktag, dessen Verständnis und Gestaltung immer schwieriger werden. Mehr als 60 Jahre nach Kriegsende fragen viele: Um wen soll ich eigentlich trauern? Auch scheinen manche Riten der Erinnerung an Krieg und Gewaltherrschaft inzwischen überholt. Sie werden an politische Repräsentanten delegiert und kaum noch wahrgenommen. Ein besonders neuralgischer Punkt ist die Musik. Das „Kameradenlied“ ist aus dem Ritus des Volkstrauertags nicht wegzudenken. Und doch gibt es kaum einen ungeeigneteren Text für heutiges Totengedenken. Erinnerung ist lebenswichtig, muss aber zugleich auf die Zukunft gerichtet sein. Meinrad Walter fragt nach dem Sinn des heutigen Gedenktages.

Blick in die Zeit - SWR 2
Sonntag, 19. November 2006

Die verpasste Erinnerung
Wozu brauchen wir den Volkstrauertag?

Der November ist der Monat des Totengedenkens. Es beginnt mit Allerheiligen und Allerseelen, zwei katholischen Feiertagen. Am kommenden Sonntag ist der protestantische Totensonntag, und heute der bürgerliche Volkstrauertag. Diese Feiertage haben es schwer, denn Trauer lässt sich nicht zu einem bestimmten Termin anordnen, schon gar nicht die Trauer eines ganzen Volkes. Außerdem ist das Feiern von Trauer noch schwieriger als die Feier der Freude. Der Staat hat zu beidem ein eher gebrochenes Verhältnis. Manche seiner säkularen Riten wirken kraftlos und unbeholfen.

Das Ritual des Volkstrauertags ist zumeist eine Mischung aus Begräbnis (durch den Friedhof als Ort) und Kundgebung (durch die obligatorische Rede). Bisweilen ist bereits der Hintergrund anachronistisch: Vor dem „Kriegerdenkmal“ mit der eingravierten Inschrift „Den gefallenen Helden“ hält der Bürgermeister eine Ansprache, und ein Kranz wird niedergelegt. Die Blaskapelle spielt, oder es singt der Gesangverein. Aber die Besucher werden von Jahr zu Jahr weniger. Zwei Tage später berichtet die Lokalzeitung.

Eindrucksvoll finde ich immer die Gedenkminute, wenn sie gelingt und die Versammelten in einem erfüllten Schweigen wortlos miteinander verbindet. Dann kann jeder seinen eigenen Gedanken nachgehen. Und das Unvorstellbare des Krieges wird nicht fromm oder gar patriotisch zerredet. Das Gegenteil ist die leere Stille: Jeder schweigt pflichtbewusst, betrachtet mit gesenktem Haupt den Boden oder seine Schuhe und wartet, bis die Schweigezeit zu Ende ist. Noch heikler wäre es, wenn diese Zeit wirklich eine ganze Minute dauern würde. Eine Minute lang mit vielen Menschen zu schweigen, das ist schier endlos - aber dennoch besser als überflüssige Worte.

Ohne den Klang der Musik wäre jeder Ritus viel ärmer, auch der Volkstrauertag. Gelegentlich kommt es allerdings zu Dissonanzen. Die Musik des Anstoßes ist das sogenannte „Kameradenlied“, das der schwäbische Dichter Ludwig Uhland vor bald 200 Jahren verfasst hat:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.“

Friedrich Silcher umgab die Worte mit einer choralartigen, wehmütigen Melodie. Auch heute Nachmittag wird dieses Lied im Deutschen Bundestag erklingen. Allerdings wie an den meisten Orten als „Lied ohne Worte“. Richard von Weizsäcker ließ als Bundespräsident einmal im Vorfeld des Volkstrauertages beim Deutschen Volksliedarchiv die Geschichte und Bedeutung des Kameradenliedes erfragen. Offenbar traute er diesem Lied nicht und fragte sich, ob es überhaupt noch verantwortbar ist. Das wissenschaftliche Archiv konnte den Bundespräsidenten jedoch beruhigen. Das Lied beschreibt, ja beschwört eine humane Soldaten-Existenz, bei der man aber zweifeln darf, ob es sie überhaupt geben kann. Der Krieg wird zwar nicht triumphalistisch verherrlicht mit Dschingdarassabum. Aber er wird als selbstverständliches Schicksal vorausgesetzt, das allenfalls die „gute Kameradschaft“ mildern kann. Und das ist zu wenig - heute jedenfalls.

Vor allem bei den Älteren löst das Lied „Der gute Kamerad“ Gefühle der Trauer und Wehmut aus, und es weckt Erinnerungen, stärkere vielleicht als die Nationalhymne. Diese Musik hat eine Aura wie nur ganz wenige Stücke. Eine ähnlich intensive Aura haben nur ganz wenige Musikstücke wie zum Beispiel Mendelssohns „Hochzeitsmarsch“ oder „Stille Nacht“ als *das* Weihnachtslied schlechthin. Im übrigen ist das Lied vom Kameraden eines der ganz wenigen Soldatenlieder, die das Jahr 1945 überlebt haben. Für das Lied spricht heute - das sei nicht verschwiegen - seine Internationalität. Auch in den Niederlanden und in Frankreich

wird es beim staatlichen oder militärischen Totengedenken gespielt.. Und sogar eine globalisierte Version gibt es inzwischen: in der Weltsprache „IDO“.

Aus dem Ritual des Volkstrauertages ist das „Kameradenlied“ auch deshalb nicht wegzudenken, weil nie eine Alternative dazu entstanden ist. Das ist bedauerlich. Denn was diesem Lied über fast zweihundert Jahre lang seinen Erfolg bescherte, genau das macht es heute letztlich falsch. Welcher Jugendliche soll denn einen Weg zum Volkstrauertag finden über die Vorstellung des Kriegskameraden, der ihm, schon von einer Kugel getroffen, noch die Hand reichen wollte, was aber nicht möglich ist, weil das Laden des eigenen Gewehres wichtiger ist. Die zweite Strophe beschwört dann die Kameradschaft mit dem Satz „Als wär's ein Stück von mir“, den Carl Zuckmayer zum Titel seiner Autobiographie genommen hat. Der Ausweg des Liedes aus dem soldatischen Dilemma ist dann ein religiöser, oder besser: ein pseudo-religiöser: In der Ewigkeit wird sich alles richten. „Bleib du im ew'gen Leben mein guter Kamerad“ so heißen die letzten Zeilen.

Jeder muss froh sein, wenn er keinen Kameraden hat, den die Kugel niederstreckt. Das ist die Hoffnung, die nicht tatenlos bleiben darf. Schön wäre es, wenn sie auch musikalisch artikuliert werden könnte, gerade am Volkstrauertag. Aber eine Musik haben wir für diese Botschaft leider nicht. Zeitgenössische Komponisten interessieren sich für dieses Thema zu wenig. Oder sie polemisieren und polarisieren wie Mauricio Kagel mit seinen „Zehn Märschen, um den Sieg zu verfehlen“. Schaurig-traurige Musik, aber kaum als Feiertagsmusik durchsetzbar, zumal kein Heeresmusikkorps sie wohl jemals spielen wird.

Staatliche Trauermusik erklingt bei uns als eine Art Dreiklang: für das Volkstümliche steht das Kameradenlied; die Klassik kommt heute im Deutschen Bundestag zum Zuge mit Mozart; und auch nicht fehlen sollen religiöse Klänge. Deshalb erklingt heute von Felix Mendelssohn Bartholdy die bei vielen Anlässen beliebte achtstimmige Psalmvertonung „Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir“. Wunderbare Musik zweifellos. Aber sind das

die heutigen Klänge für Trauer und Trost angesichts der Opfer kriegerischer Gewalt?

Anders wäre es schon, wenn die Opfer mit ihrer Musik zur Geltung kämen. Etwa die Kinderoper „Brundibár“ aus dem Konzentrationslager Theresienstadt. Oder Musik, die ihr Schicksal kompositorisch reflektiert wie Arnold Schönbergs „Ein Überlebender aus Warschau“, Benjamin Brittens „War Requiem“ oder das „Requiem für einen polnischen Jungen“ von Dietrich Lohff. Diesen Werken der sogenannten „E-Musik“ fehlt jedoch durchweg das Volkstümliche. Vielleicht findet sich irgendwann ein Komponist, dem auch das gelingt.

Der Volkstrauertag hat eine bewegte Geschichte. Die Initiative ging bald nach dem Ersten Weltkrieg vom „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ aus. Erstmals gab es diesen Feiertag im Jahr 1922. Damals hatte fast jede Familie einen Toten aus dem Ersten Weltkrieg zu beklagen, was dem zentralen Trauertag seinen aktuellen Sinn gab. Während der Nazizeit wurde der Feiertag dann umbenannt und umgewidmet. Jetzt hieß er „Heldengedenktag“, und sein Ziel war nicht mehr die „seelische Erhebung“, wie es in der Weimarer Verfassung noch geheißen hatte, sondern die seelische Mobilmachung, nicht zuletzt auch als Immunisierung gegen ehrliche Trauer. Im Jahr 1943 notierte der Sozialist Erich Nies seinen persönlichen Kommentar: „Heute (1943) ist Heldengedenktag. Die Jugend liegt in den Massengräbern, kein Gedenktag weckt sie wieder auf. Die Schuldigen aber rufen die Menschen auf, der Toten zu gedenken. Welch ein Hohn! Sie, die schuld sind, dass Massengrab auf Massengrab entsteht, sie treten vor die Welt und inszenieren heuchlerisch einen Heldengedenktag.“ Erich Nies vertraute diese Sätze seinem privaten Tagebuch an. Öffentlich ausgesprochen hätten sie sein Todesurteil bedeutet.

Seit 1948 gibt es in der Bundesrepublik wieder den Volkstrauertag zum Gedenken an die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft. In der DDR gedachte man der „Opfer des Faschismus“ und führte unfruchtbare Diskussionen, wer diesen Titel postum tragen darf und wer nicht. Mit der Wiedervereinigung gibt es wieder ein

gemeinsames Ritual der Erinnerung am Volkstrauertag. Und dabei wurde einiges in den letzten Jahren zurecht gerückt: Nicht nur um unsere Opfer geht es, sondern um alle Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft. Auch werden die Aggressoren inzwischen beim Namen genannt. Und das Wort Schuld ist nicht mehr tabu. Nicht selten gab es ja Feiern zum Volkstrauertag, bei denen man sich fragen musste, warum diese allesamt friedliebenden Soldaten denn eigentlich umgekommen sind. Doch wer die Erinnerung spaltet - hier unsere lieben Opfer, dort die bösen Feinde -, der nutzt die vordergründige und unbewältigte Trauer und er sät den Keim der Aggression aufs Neue.

Warum ist der heutige Gedenktag so schwierig? Vielen fehlt der konkrete Bezug, der Trauer erst ermöglicht. Wenn wir aber genauer hinsehen, könnten wir solche konkreten Dinge als Brücke zum Volkstrauertag durchaus finden. In manchen Gemeinden geht die Delegation, die den Friedhof besucht, auch an den Unterküften der Asylbewerber vorbei. Was könnten sie erzählen von heutiger Vertreibung und Gewalt, und von der damit verbundenen Trauer? Am wichtigsten ist heute die Zukunftsperspektive des Volkstrauertages.

Die Erinnerung bleibt nicht bei der Vergangenheit stehen, sondern sie wendet sich zur Zukunft: So darf es nicht wieder kommen. Aber welcher Bürgermeister hat den Mut, auch die Neonazis gerade am Volkstrauertag beim Namen zu nennen?

Der „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ hat einen altmodisch klingenden Namen, aber ein zukunftsweisendes Programm. Unter seiner Regie pflegen Jugendliche Soldatengräber - und müssen verkraften, dass die dort begrabenen Soldaten kaum älter waren als sie selbst heute sind. Pädagogische Programme führen Jugendliche verschiedener Nationen zusammen. Sie hören nicht nur vom Krieg, sie erleben ein Stück Erinnerung daran in den Gräberfeldern. Aber sie erleben auch die Schritte des Aufeinander-Zugehens.